

Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört

Die andere Seite von Weihnachten

Die Kirche – Evangelische Wochenzeitung für Berlin, Brandenburg und die schlesische Oberlausitz – 19. Dezember 2012 – Ausgabe 52/53 2012

Von Georg Magirius – Redaktion: Amet Bick

„Und was macht ihr an Weihnachten?“, fragt die Trainerin an dem Ort, wo ich meine Muskeln und Gelenke regelmäßig in Bewegung halte. „Weihnachten fällt aus“, sage ich, „wenigstens feiern wir nicht typisch familiär.“ Ich erzähle, dass vor kurzem meine Tochter Juliane nach neuen Monaten Schwangerschaft tot zur Welt gekommen sei. Davon habe sie gar nichts gewusst, sagt sie, was mich folgern lässt: Solche Geburtsnachrichten verbreiten sich nicht schnell. Dann erzählt sie: Ihr Vater sei vor sechs Jahren gestorben, direkt an Weihnachten, da war sie Anfang zwanzig. Weihnachten also fiel aus, auch bei ihnen. Beim letzten Mal hätten sie es einmal mit Geschenken probiert: „Ein Versuch!“ Sich unter Kontrolle halten könne man sich sowieso nicht. Die Feiertage jedenfalls seien frei von jedem Gemütlichkeits-Ehrgeiz.

Aha, denke ich: Da sind es schon mal zwei, die das heilige Weihnachtsfest nicht idyllisch begehen, also nicht in diese mystische Mischung aus Kerzenlicht, Bratenduft und Engelsliedern eintauchen. Dazu der Kirchgang, bei dem man hören kann, dass Gott die Welt trotz Krieg und sozialer Ungerechtigkeit nicht alleine lässt. Warum? Weil die Geburt glückt. Ein Baby, das schreit – kennen wir das nicht alle? Das sei ein Hoffnungszeichen par excellence dafür, dass Gott unsere Nähe sucht. Dann wird gebetet für die, die krank oder einsam sind (im Moment), trauern oder jemanden verloren haben (momentan), also noch nicht wieder zurück sind auf dem Dampfer der Fröhlichkeit. Gemeint sind die sogenannten Bedürftigen, lauter Rand- und Sondergruppen.

Aber befinden sie sich denn wirklich am Rand? Mir scheint, dass es ganz schön viele sind, die beim Familienfest der Liebe ihre Rolle eher roboterartig absolvieren. Schätzungen zufolge endet jede vierte Schwangerschaft vorzeitig, etwa jede 150. mit einer Totgeburt. Viele wollen Kinder, erleben aber keine Schwangerschaft. Jährlich erkranken 340.000 Menschen neu an Krebs. Auch gibt es Depressionen, was man

neuerdings Burnout nennt, aber nichts daran ändert, dass Depressive nicht mal so eben von Kerzenlicht frisch entzündet werden. Auch soll es schon mal vorgekommen sein, dass sich Eltern trennen – ich stoppe die Aufzählung: Klar dürfte sein: Die Familienidylle mit Vater, Mutter, Kind jenseits aller Macken, Verletzungen und Wunden mag es geben, nur handelt es sich dann um eine wohl eher dubiose Rand- und Sondergruppe.

Klöße – ein unerschöpfliches Trostreservoir

Aber was tun bei Trauer, Traurigkeit und Schmerzen? „Wir sind keine Trauerklöße!“, pflegt eine bekannte Theologin zu sagen, wenn es darum geht, das evangelische Leben in der Öffentlichkeit positiv zu positionieren. Ich fühle mich diskriminiert, weil Hefeklöße, Kartoffelklöße, Semmelknödel oder Grießklöße ein unerschöpfliches Trostreservoir bilden. Und Trauerklöße? Das sind womöglich Wesen von sonderbarer Würde: Nach einem Verlust lassen sie nicht los, können oder wollen nicht fleißig ihre Trauer abarbeiten, um ihre Liebe sodann auf ein neues Objekt zu übertragen.

Wenige Wochen nach der Geburt, am Heiligabend, gehen meine Frau und ich auf Wegen oberhalb der am Main in Unterfranken gelegenen Clingenburg, die wir im Sommer erkundet hatten, damals noch zu dritt. Der Abend setzt bereits am Frühnachmittag ein, zum Schnee fällt stets neuer hinzu. So waten wir bisweilen knietief durch das Weiß, obwohl wir uns in einem eigentlich nicht sonderlich spektakulären Mittelgebirge befinden. Im Tal sehen wir verschwommen Lichter, hören Glocken. Bis auf einen verwegenen Waldläufer sind wir in dieser Landschaft allein und erleben Heiligabend, wie es Geschichten erzählen: Dem Wetter ausgeliefert, kalt und tröstlich eingehüllt. Ohne Frohsinnspflicht stapfen wir durch den Zauber einer Realität, wie er sich sonst womöglich nur noch in Geschichten Adalbert Stifters finden lässt.

Ganz bleiben wir an diesem Weihnachten der Kirche aber nicht fern. Unterhalb der Clingenburg besuchen wir eine Aufführung der Weihnachtsgeschichte, nicht die mit Trompeten-Glanz und Pauken-Getöse von Bach, es ist die Weihnachtshistorie von Heinrich Schütz. Sie ist karger instrumentiert, mit Fagott, Flöten, Trompeten, die meist unabhängig voneinander erklingen. Die Kirche jedoch: Geschlossen. Die Heizung sei ausgefallen, lesen wir an der Tür. Die Geburt also ist in ein anderes Got-

teshaus verlegt jedoch: Niemand soll ausgeschlossen sein, die Historie fängt eine halbe Stunde später an.

Prima Alternative

Nahezu der gesamte Ort am Fuße der Weinberge muss sich versammelt haben. Allein in der ersten Reihe ist noch Platz – ausgerechnet! Was wird erzählt? Unsere Geschichte. Eine Frau ist schwanger, neues Leben strampelt zur Musik, die herzlich spricht. Und das Kind wird in Windeln gewickelt. Auch wir! Eben noch war das Kind in eine Decke gewickelt, lag im Arm von Mutter und Vater. Es war der 6. Oktober 2010. Und ich schaute in ein Gesicht, das wunderschön gelassen war. Fast verschmitzt, gewitzt, da unsere Tochter einen Abzweig gefunden hatte, der offensichtlich eine prima Alternative war. Nur jetzt ist dieser Himmels-Blick kein Trost. Wir leben ohne sie, die so friedlich war, dass sie kein einziges Mal schrie.

Zur Musik wächst etwas nicht zu Fassendes in mir, das nach draußen drängen will: Gleich muss auch ich singen, denke ich, aber nicht zart, sondern überschwappen, wie eine Welle wird es aufbrausen, brüllen stürmen, rollen, immer weiter und unendlich lange tosend rollen, um ganz am Ende erschöpft am Strand auszugleiten.

Ist diese Weihnachtsmusik eigentlich ein Trost? Oder kann Musik im Gegenteil die Gefühle nur noch mehr in Aufruhr bringen, erhebt sie also die Seele nicht, sondern hypnotisiert und zerrt herab, wie Tolstoi in seiner Kreuzersonate schreibt? Auch meine Frau, bemerke ich, kann sich nur mühsam halten. Emotionsexplosionen in der Kirche? Von musikalischen Klangekstasen abgesehen kommt das kaum vor, mag die Bibel vor Hoffnungsgier, Lust und Wut auch noch so ächzen, knirschen und die Stimmen sausen lassen. Aber wir befinden uns nicht im biblischen, sondern im Zeitalter der Glücksratgeber, die Trainingsprogramme für mehr Ausgeglichenheit bieten, dazu Tipps für die kleine (aber bitte nie zu große!) Freude an jedem Tag. Nicht zu vergessen: Loslassen lernen.

Die Weihnachtshistorie aber lässt nicht los, das biblisch-musikalische Zeitalter lebt vielleicht immer noch, auch wenn sich alle Kirchenbanksitzer mitteleuropäisch gesittet verhalten, mag es ihnen vielleicht auch ähnlich heftig musizieren wie bei Julianes Eltern in Reihe eins. Da ist nicht nur von geglückter Geburt und Freude die Rede.

Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört

Die andere Seite von Weihnachten

Die Kirche, Evangelische Wochenzeitung, 19. Dezember 2012 – Von Georg Magirius

Oder anders gesagt: Die Weihnachtsgeschichte erzählt von einer Freude, die wohl gerade jene rühren kann, die kein sogenanntes intaktes Leben vorzuweisen haben. Das Kindlein lebt! Der Tenor berichtet aber außerdem: König Herodes lässt alle Kinder, die jünger sind als zwei, in Bethlehem und Umgebung töten. Alle? Das ist keine Rand- und Sondergruppe.

Wie es diesen Eltern am ersten Weihnachtsfest der Weltgeschichte ergangen ist? Auch davon schweigt die biblische Geschichte nicht. Ich weiß nicht, was im griechischen Urtext steht, aber in der Übersetzung Martin Luthers ist von keinem Trauerkloß die Rede. Zu hören ist eine Schmerzensmelodie, die vermutlich auch nur jemand komponieren, singen und in ihrer unnachahmlich tröstlich-traurigen Weise erfahren kann, der die andere Seite von Weihnachten nicht unterdrückt: „Da war es erfüllet, das gesaget ist durch den Propheten Jeremias, der da spricht: Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.“ (Matthäus 2,18)

So war das also an Weihnachten: Ein Kind überlebte, ein einziges. Das ist nicht das liebe, süße Jesulein, wenigstens nicht nur. Sein Vater? Gott. Jesus ist der Christus, wahrer Mensch, aber auch wahrer Gott. Aber was heißt das denn genau? Ich glaube: Christus wird zum Retter für all jene, die bekennen, dass sie sich nicht selber retten können.

Georg Magirius lebt als Schriftsteller in Frankfurt am Main und am Rand des Spessarts. Zuletzt von ihm erschienen: „Erleuchtung in der Kaffeetasse. Große Fragen und das tägliche Allerlei“, München 2012. www.georgmagirius.de